

«Alle in diesem Land leiden»

Auf einer Reise in die Ukraine machte sich Magda Kaczmarek vom Hilfswerk «Kirche in Not» mit Schweizer Sitz in Luzern ein Bild von den Zerstörungen und der Not vor Ort. Sie erzählt, wie das Hilfswerk in der Ukraine tätig ist.

Interview: Silvan Beer,
Pfarrblatt Bern

Sie waren im Frühjahr in der Ukraine. Welche Erfahrung haben Sie dort gemacht?

Magda Kaczmarek: Wir haben die Ukraine in der Karwoche besucht. Das Land geht seinen längsten Kreuzweg in der Geschichte. Ein Bischof hat uns durch Kiew gefahren und er hat zu uns gesagt: «Können Sie sich vorstellen, alle, die Sie hier sehen, sind vom Krieg betroffen. Entweder hat man schon einen nahen Menschen verloren oder man hat Angst um den Vater, Onkel, Cousin oder das eigene Kind, das an der Front kämpft. Man hat das Zuhause verloren und lebt in Angst. Jeder und jede in diesem Land leidet.» Laut dem Oberhaupt der griechisch-katholischen Kirche in der Ukraine, Sviatoslav Shevchuk, tragen 80 Prozent der Gesellschaft seelische Wunden von diesem Krieg. Und dennoch ist das dieser unerschütterliche Glaube an den Sieg der Wahrheit und den baldigen Frieden. Doch der Alltag wird ständig unterbrochen vom Bombenalarm, und zwischen 22 Uhr abends und 6 Uhr morgens darf man das Haus nicht verlassen. Aber dazwischen versuchen die Ukrainerinnen und Ukrainer so gut es geht, das Leben weitergehen zu lassen. Das ist ungemein eindrücklich.

Wie unterstützt «Kirche in Not» gegenwärtig das ukrainische Volk?

Direkt nach der Invasion im Februar 2022 haben wir sofort unsere Freunde, beispielsweise



Magda Kaczmarek im Gespräch mit einer ukrainischen Ordensfrau.

Bild: PD

Grosserzbischof Sviatoslav Shevchuk, angerufen und gefragt: Was braucht ihr? Womit können wir helfen? Es gab diese grosse Fluchtbewegung aus dem Osten. Hauptsächlich Frauen mit Kindern, Ältere und Kranke, die massenweise ihr Zuhause zurückgelassen haben. Die Priester und Ordensleute sind jedoch geblieben. Da ging es darum, deren Existenz zu sichern, damit sie vor Ort weiterwirken können. Im Westen der Ukraine unterstützen wir kirchliche Institutionen, die Binnenflüchtlinge aufgenommen haben. Kirchen,

Klöster, Pfarrhäuser und Priesterseminare - alle wurden für die Flüchtenden geöffnet. Nebst der Unterstützung mit Geld haben wir 2022 über 100 Autos mitfinanziert, die für die Seelsorge in der Kriegszeit und Verteilung der Güter unabdingbar sind. Die Priester und Schwestern helfen auch bei Behördengängen oder bei der Organisation von Transporten. Zentral ist gegenwärtig die Unterstützung der kirchlichen Institutionen, welche die Versorgung der Binnenflüchtlinge sichern. 90 Prozent von ihnen sind Mütter mit ihren Kindern,

ältere und kranke Personen. Damit die Betreuung der oftmals stark traumatisierten Menschen gewährleistet ist, bemühen wir uns um psychologische und spirituelle Weiterbildung der Seelsorgenden vor Ort. Zudem werden im Sommer Kinderlager organisiert, die den Kindern aus der Ostukraine neben der pastoralen Seelsorge auch ein wenig Erholung und Ablenkung verschaffen sollen.

Wie wichtig ist es Ihnen, sich vor Ort einen Eindruck zu verschaffen?

Das ist für uns fundamental. Man muss vor Ort sein, um die Zustände und die Bedürfnisse verstehen zu können. In Irpin konnten wir das Ausmass der Zerstörung der Besatzung verstehen, wir konnten mit Priestern und Menschen sprechen, die dort leben. Auch immer wieder eindrücklich, zu sehen, ist, wie wichtig die kirchlichen Strukturen in Krisenzeiten sind. Nicht nur für die humanitäre, sondern vor allem für die spirituelle Hilfe. Man sagte uns, dass es an der Front keine Atheisten gibt. Kaum einer trägt nicht ein Heiligenbildchen, ein Kreuz oder einen Rosenkranz mit sich.

Führen Sie uns durch den Prozess. Wie wird die Hilfe durch «Kirche in Not» strukturiert?

Das beginnt alles jeweils mit einem persönlichen Brief eines Priesters, Bischofs oder einer Ordensfrau. Es gibt kein Formular für diese Kontaktaufnahme. Es ist uns wichtig, dass dies persönlich geschieht. Diese Anfrage wird anschliessend bearbeitet und genaustens geprüft. Entspricht der Antrag mit den dazugehörigen Dokumenten unseren Richtlinien, so wird das Projekt entschieden. Durch unsere zahlreichen Reisen in die betroffenen Regionen können wir zudem kontrollieren, ob und wo der Bedarf da ist oder ob die Hilfe korrekt umgesetzt wird.

Hinweis

Der Artikel ist im «Pfarrblatt» Bern erschienen.

Mein Thema

Marta und Maria

Morgen gedenkt die Kirche der beiden Schwestern Marta und Maria. Sie stehen im gängigen Verständnis für zwei Haltungen: Marta als Personifizierung des aktiven, tätigen Lebens und Maria als Repräsentantin des beschaulichen, kontemplativen Lebens. Dabei wird oft das eine gegen das andere ausgespielt. War das die Idee des Evangelisten Lukas? Wohl kaum.

Auch wenn Jesus auf den Vorwurf Martas, Maria liesse sie alle Arbeit allein tun, antwortet: «Maria hat den guten Teil erwählt», geht es dabei keineswegs um Besser oder Schlechter. Beide Frauen nehmen Jesus bei sich auf. Aber jede tut es auf ihre Weise. Und Jesus lässt sie gewähren. Für beide steht er im Mittelpunkt. Jede will für ihn auf ihre Weise da sein. Das ist richtig und gut. Schief wird die Sache jedoch, wenn die eine meint, ihre Art für Jesus da zu sein sei besser oder wichtiger als die der anderen. Manchmal möchten wir doch auch nur gelten lassen, was wir tun und halten unsere Tätigkeit für wichtiger als die der anderen. Marta hätte es m liebsten gesehen, wenn Jesus ihrer Schwester einen Verweis gegeben hätte. Aber nein! Er stellt nur klar, worauf es im Letzten ankommt: auf das Hören des Wortes Gottes nämlich.



Hansruedi Kleiber
Präfekt der Jesuitenkirche, Luzern
hansruedi.kleiber@kathluzern.ch